

Erfahrungsgeleitete und leibliche Kommunikation und Kooperation in der Arbeitswelt

Fritz Böhle, Dirk Fross

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Böhle, Fritz, and Dirk Fross. 2009. "Erfahrungsgeleitete und leibliche Kommunikation und Kooperation in der Arbeitswelt." In *Ordnung in Bewegung: Choreographien des Sozialen; Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung*, edited by T. Alkemeyer, Kristina Brümmer, Rea Kodalle, and Thomas Pille, 107–26. Bielefeld: transcript.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright





Erfahrungsgeleitete und leibliche Kommunikation und Kooperation in der Arbeitswelt

FRITZ BÖHLE/DIRK FROSS

1. Wandel von Kooperation in der Arbeitswelt

Kooperation ist ein notwendiges Pendant zur Arbeitsteilung. Gleichwohl wurde in der Arbeitsforschung kooperatives Handeln in der Vergangenheit wenig beachtet. Dieser auf den ersten Blick paradox erscheinende Sachverhalt findet seine Erklärung in der besonderen Organisation von Kooperation in industriellen Arbeitsprozessen. Die Herstellung von Kooperation ist in der industriellen Betriebsorganisation traditionell die Aufgabe des Managements und nicht der einzelnen Arbeitskräfte. Die Abstimmung zwischen einzelnen Tätigkeiten und der Koordination einzelner Teil-Prozesse wird demnach durch die Organisation und Technik festgelegt. Soweit ergänzend dennoch von den Arbeitskräften selbstständig kooperiert wird, erfolgt dies in Ausnahmesituationen – beispielsweise bei der Inbetriebnahme einer neuen technischen Anlage – oder ist eine offiziell nicht vorgesehene und honorierte, „unsichtbare“ Leistung (vgl. Wolf 1999). In der Arbeitssoziologie und -psychologie wurde dementsprechend unterschieden zwischen einer handwerklich geprägten vorindustriellen teamartigen Kooperation, bei der eine unmittelbare Zusammenarbeit besteht, und einer industriellen, technisch vermittelten „gefügeargentigen Kooperation“ (Popitz et al. 1964: 189 ff.; Littek et al. 1983: 119).

Seit Mitte der 80er Jahre vollziehen sich jedoch weit reichende Veränderungen in der Organisation von Arbeit, in deren Folge sich auch die Erscheinungsformen von Kooperation wandeln. Es kommt nun weit stärker als in der Vergangenheit zur Verlagerung von Managementaufgaben auf die Mitarbeiter. Seinen Ausdruck findet dies in einer organisatorischen Dezentralisierung und neuen Anforderungen an die Selbstverantwortung und Selbststeuerung

von Arbeitsprozessen. In der neueren arbeitssoziologischen Diskussion wird diese Entwicklung als „Subjektivierung von Arbeit“ (Moldaschl/Voß 2003) bezeichnet. Betont wird damit, dass neben den fachlichen Anforderungen nun vor allem auch subjektive Leistungen wie Eigeninitiative und Selbstorganisation gefordert werden. Im Besonderen betrifft dies auch die Selbstabstimmung und -koordination der eigenen Arbeit mit anderen Arbeiten sowie zwischen dem eigenen Arbeitsbereich und anderen Arbeitsbereichen. Damit gerät auch in der Forschung kooperatives Arbeitshandeln neu in den Blick. Die Frage, wie kooperiert wird, erweist sich als ein „blinder Fleck“. Die Konzepte zur Analyse von Arbeit richten sich – entsprechend dem zuvor umrissenen Verständnis von Kooperation – primär nur auf die „individuell durchgeführte Arbeitstätigkeit“ (Weber 1999: 204).

Im Folgenden seien Forschungsansätze und Überlegungen zur Analyse kooperativer Arbeit vorgestellt, in denen in besonderer Weise sinnliche, körperliche Wahrnehmungen und Aktivitäten thematisiert werden (Abschnitt 3 und 4). Eine solche Betrachtung kooperativen Handelns rückt im Unterschied zu den bisher vorherrschenden Konzepten der Analyse von Arbeit nicht nur kooperatives Handeln in den Blick, sondern weicht auch von der bisher vorherrschenden Betrachtung sinnlicher Wahrnehmung und des Körpers im Arbeitsprozess ab. Zur Verdeutlichung sei daher zunächst eine an die vorherrschenden Konzepte von Arbeit anknüpfende Betrachtung von Kooperation und Kommunikation als eine weitgehend „körperlose“ Angelegenheit vorangestellt (Abschnitt 2). Dabei ist zu berücksichtigen, dass es sich hier nicht nur um unterschiedliche wissenschaftliche Betrachtungsweisen handelt, sondern diese auch mit unterschiedlichen Formen der Organisation von Kooperation in der Praxis korrespondieren.

2. Diskursive Koordination – Kommunikation ohne Körper

Obwohl industrielle Arbeit traditionell in weiten Bereichen körperliche Arbeit ist, orientieren sich die Konzepte zur Analyse von Arbeit überwiegend an geistiger Arbeit: Das, was Arbeit als „menschliche“ Tätigkeit ausmacht, sind primär ihre geistigen Anteile und dementsprechend die planenden und dispositiven Aufgaben. Je mehr eine Arbeitstätigkeit hierdurch geprägt ist, umso eher gilt sie als qualifiziert, höherwertig und letztendlich als „humane“ Arbeit. Das körperlich-praktische Tun ist in dieser Sicht lediglich die Ausführung des geistig Geplanten und Regulierten. Seinen organisatorischen Ausdruck fand dies in der wissenschaftlichen Betriebsführung und der Trennung sowie hierarchischen Zuordnung von planend-dispositiver, geistiger und ausführender, körperlicher Arbeit. Die sozialwissenschaftliche Kritik hieran richtete sich

primär auf die Entleerung der Arbeit von planend-dispositiven Aufgaben und weit weniger auf die Reduzierung körperlich-praktischen Tuns auf bloße Ausführung.

Diese Sicht auf das Arbeitshandeln findet sich in der neueren Entwicklung auch bei der Betrachtung von Kooperation – sowohl in Wissenschaft als auch Praxis. Die neuen Formen der Selbstabstimmung werden in der wissenschaftlichen Diskussion als „diskursive Koordinierung“ (Bracyk/Schienstock 1996) im Unterschied zur hierarchischen Steuerung bezeichnet. Betont werden damit „diskursive“, sprachlich vermittelte Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse. In der Praxis entspricht dem die Selbstabstimmung in Form von „Besprechungen“, den sog. „Meetings“. Diese finden getrennt von der eigentlichen Arbeit an besonderen Orten und zeitlich festgelegten Terminen statt. Die Kooperation und Kommunikation erfolgt hier überwiegend am „runden Tisch“. Sie orientiert sich – explizit oder implizit – am Modell eines planmäßig-rationalen Handelns und einer kommunikativen Rationalität. Beides sei kurz näher erläutert.

Die diskursive Koordinierung bezieht sich primär auf die Planung von Arbeitsprozessen. Man bespricht, wie etwas gemacht werden soll, wohingegen die konkrete Durchführung an einem anderen Ort, zu einem anderen Zeitpunkt und teils auch von anderen Personen erfolgt. Wie empirische Untersuchungen zeigen, sind Meetings dann am ehesten erfolgreich, wenn sie sich hierauf beschränken (vgl. Bolte et al. 2008). Die gemeinsame Bearbeitung eines Problems und die Durchführung von Arbeitsprozessen werden bei dieser Form der Kooperation schwierig, da kaum ein gemeinsames „praktisches Tun“ möglich ist. Findet dies im Rahmen von Meetings dennoch statt, so verändern sich die Kooperation und Kommunikation. Die diskursive Koordination wird dann zu einer „erfahrungsgeleiteten“ Kooperation.

Bevor dies weiter ausgeführt wird, zunächst noch einige Erläuterungen zur „kommunikativen Rationalität“ als Merkmal der Kooperation und Kommunikation in Meetings. Kommunikative Rationalität geht in Anknüpfung an Habermas (1981) von der Annahme aus, dass durch eine objektive, rationale Argumentation eine Verständigung erzielt werden kann. Dies mag theoretisch möglich und wünschenswert sein. In der Praxis besteht jedoch nicht nur die Gefahr, dass die Verständigung keineswegs – so wie vorausgesetzt – „herrschaftsfrei“ ist, sondern dass auch infolge von Zeitdruck und unzureichenden Informationen grundlegende Voraussetzungen für eine rationale Verständigung und Entscheidungsfindung fehlen. In der Organisationstheorie ist dies seit langem ein bekannter Sachverhalt und hat auf der Ebene individueller Entscheidungen zu dem Konzept einer „Bounded Rationality“ (March/Simon 1959) geführt. Es bestehen jedoch bisher wenige Erfahrungen dazu, wie diese Erkenntnisse für „kollektive Entscheidungen“ genutzt werden können. Eine

Folge hiervon ist, dass sich Meetings nicht zur Steigerung der Effektivität der Koordinierung führen, sondern im Gegenteil zu „Entscheidungskillern“ werden. Entscheidungen werden vertagt, verzögert und anstelle der Lösung von Problemen werden beständig neue generiert (vgl. Bolte et al. 2008).

Zur Diskussion steht damit, in welcher Weise Verständigungs- und Entscheidungsprozesse in Meetings neben rationalen, an objektivierbaren Informationen, Argumenten und Begründungen orientierten Verständigungen auch auf nicht-objektivierbare und nur begrenzt rational begründbare, subjektive Verständigungen und Einigungen angewiesen sind. Dies verweist auf die Rolle nicht-sprachlicher Kommunikation. Ihre Bedeutung zeigt sich im Rahmen diskursiver Koordinierung nicht nur an der unterstützenden Funktion von Gesten und Mimik im Sinne der Meta-Kommunikation, sondern auch an den Bestrebungen zur „Vergegenständlichung“ der in Frage stehenden Sachverhalte in Form von Dokumentationen, Zeichnungen, Modellen bis hin zu virtuellen Schilderungen realer Begebenheiten (vgl. Weber 1999).

Im Folgenden seien vor diesem Hintergrund zwei Ansätze zur Analyse kooperativen Arbeitshandels vorgestellt, die sich von der Kooperation und Kommunikation im Rahmen „diskursiver Koordinierung“ grundlegend unterscheiden. Ihre Gemeinsamkeit besteht darin, dass die Kooperation und Kommunikation weder getrennt von der eigentlichen Arbeit noch primär sprachlich erfolgt.

3. Erfahrungsgeleitete Kooperation und Kommunikation

Das Konzept der erfahrungsgleiteten Kooperation bezieht sich empirisch auf Formen der Kooperation zwischen Arbeitskräften, die unmittelbar „vor Ort“ stattfindet – entweder in dem gemeinsamen Arbeitsbereich oder bereichsübergreifend in einem der Arbeitsbereiche der beteiligten Kooperationspartner. Entscheidend ist dabei, dass der „Ort“, an dem die Kooperation stattfindet, in einem sachlichen Zusammenhang zu den Problemen, die es zu lösen gilt, steht. Hieraus ergibt sich als ein zentrales Element der Kommunikation nicht nur der Gegenstandsbezug, sondern auch, dass sie gegenstands- und handlungsvermittelt erfolgt. Die Verständigung erfolgt mithilfe und unter Beteiligung des Gegenstandes, auf den sich die Kooperation bezieht. Ein typisches Beispiel hierfür: Facharbeiter erläutern den Ingenieuren aus der Entwicklung Probleme, die in der Fertigung unerwartet auftreten, unmittelbar „vor Ort“ an den Produktionsanlagen. Sachverhalte werden durch praktische Demonstrationen – im Extremfall auch völlig ohne verbale Erläuterungen – dargelegt; unterschiedliche Sichtweisen und Kenntnisse werden auf dem Weg praktischen Handelns durch Ausprobieren und schrittweises Vorgehen ausge-

tauscht und abgeglichen. Arbeitsmaterialen, gefertigte Produkte u.Ä. werden in die Hand genommen und anstelle verbaler Erläuterungen als selbsterklärende Artefakte benutzt. Wesentlich ist hierbei, dass sich die Wahrnehmung nicht nur auf die Kooperationspartner und deren nonverbale Mitteilungen richtet. Entscheidend ist vielmehr die Wahrnehmung der außerhalb der interpersonellen Interaktion liegenden Gegebenheiten. Eine wichtige Rolle spielt dabei eine sinnliche Wahrnehmung, die sich nicht nur auf exakt und objektiv definierbare Eigenschaften und Wirkungsweisen konkreter Sachverhalte richtet. Gerade in der Berücksichtigung nicht exakt beschreibbarer und definierbarer Gegebenheiten liegt der besondere Vorteil dieser Kommunikation (vgl. Böhle/Bolte 2002: 170 ff.).

Einen besonderen Ausdruck findet dies in der sog. „empraktischen Kommunikation“. Sie wurde in empirischen Untersuchungen am Beispiel der Computernutzung festgestellt. Untersucht wurde hier die Zusammenarbeit an und mit Computern, wobei die Kommunikation nicht an verschiedenen Monitoren erfolgt, sondern sich auf die gemeinsame Betrachtung von Darstellungen auf einem Computer bezieht, etwa vergleichbar mit der Darstellung einer Tafel, eines Schaubildes u.a. (vgl. Habscheid 2001 sowie hierauf bezogen Porschen 2008). Dabei zeigt sich, dass die Kooperationspartner oftmals nur Andeutungen machen und unvollständige Sätze bilden, während sie auf den Computer deuten. Bei einem solchen „empraktischen Sprechen“ handelt es sich nicht immer um ganze Gesprächssequenzen, sondern oft nur um frei stehende Äußerungen, die in einen praktischen Kontext eingebettet sind.

Ein weiteres Merkmal der erfahrungsgeleiteten Kooperation ist der Bezug auf ein gemeinsames Erfahrungswissen. Grundlegend hierfür sind gemeinsam geteilte Erfahrungen durch gemeinsam erlebte Situationen. Im Alltagsleben sind hierfür bekannte Beispiele gemeinsame Schul- oder Ferienerlebnisse. Es reichen hier oft nur einzelne Andeutungen und Hinweise, um sich zu verständigen. Ganz ähnlich führen auch in der Arbeitswelt gemeinsame Erfahrungen zur Verständigung ohne vollständige verbale Beschreibungen dessen, worauf sich Kommunikation bezieht. Damit wird auch eine Verständigung über Sachverhalte möglich, die sich nicht oder nur mit großem Aufwand exakt beschreiben lassen. Ein sehr anschauliches Beispiel hierfür findet sich in einer Untersuchung über Teleservice. Die Reparatur an einem technischen Gerät erfolgt bei Teleservice seitens der Hersteller nicht mehr unmittelbar „vor Ort“ durch die Servicekräfte, sondern mittels moderner Informations- und Kommunikationstechnologien über räumliche Distanz. Der Kunde muss hierzu im Störfall den Servicekräften die Störung beschreiben und die Servicekräfte geben entsprechende Anweisungen zur Störungsbehebung. In dem hier erwähnten Fall führten die verbalen Beschreibungen des Kunden für die Servicekraft nur zu unvollständigen Informationen. Schließlich forderte die Servicekraft

den Kunden auf, die Hand auf den Motor zu legen und mitzuteilen, ob er starke oder schwache Vibrationen wahrnimmt. Diese Informationen führen schließlich zur richtigen Diagnose (vgl. Pfeiffer 2004: 226).

Die hier beschriebene gegenstandsvermittelte Kommunikation beruht auf einer sinnlichen Wahrnehmung, die sich als eine „spürende“ Wahrnehmung bezeichnen lässt. Gerade auch die Wahrnehmung technischer Sachverhalte richtet sich dabei nicht nur auf exakt und objektiv beschreibbare Informationen, sondern ist mit subjektivem Empfinden und Erleben verbunden. Mittlerweile liegt eine Vielzahl empirischer Untersuchungen vor, die zeigen, dass eine solche sinnliche Wahrnehmung zur Bewältigung von Arbeitsanforderungen – gerade auch bei fortschreitender Technisierung und Verwissenschaftlichung von Arbeit – eine wichtige Rolle spielt. Ein sehr markantes Beispiel hierfür ist die Wahrnehmung von Geräuschen an technischen Anlagen. Geräusche sind für erfahrene Fachkräfte eine wichtige Informationsquelle, um Störungen zu identifizieren, ergänzend wie auch anstelle von technischen Anzeigen. Dabei werden Geräusche nicht primär in ihrer Frequenz und Lautstärke wahrgenommen und beurteilt, sondern in ihrer Qualität. Sie werden dementsprechend als „stimmig“, „rund“ oder „kreischend“ und „schmerhaft“ beschrieben. Obwohl es sich um eine akustische Wahrnehmung handelt, ist hiermit zugleich ein körperliches Wahrnehmen und Empfinden insgesamt verbunden. In dieser Weise hat man beispielsweise bei einer sich anbahnen den Störung an technischen Anlagen ein „kribbleiges Gefühl“. Ähnliches stellt sich auch bei abstrakten, scheinbar gegenstandslosen Sachverhalten ein. Projektleiter haben ein „mulmiges Gefühl“ und fühlen sich „unwohl“, wenn ein Projekt aus „dem Ruder“ läuft, aber dies (noch) nicht exakt sichtbar und nachweisbar ist. In der arbeitssoziologischen Forschung wurde hierzu das Konzept des erfahrungsgelenkt-subjektivierenden Arbeitshandelns entwickelt, womit das vorherrschende Verständnis von Arbeit als ein planmäßig-rationales Handeln ergänzt und modifiziert wird.¹

Die hierzu vorliegenden theoretischen und empirischen Untersuchungen zeigen, dass für das Erkennen und den Umgang mit praktischen Gegebenheiten so genannte subjektive Faktoren wie Erleben und Empfinden keineswegs – wie zumeist unterstellt – grundsätzlich Störfaktoren sind und zu subjektiven Verzerrungen führen. Sie ermöglichen vielmehr die Wahrnehmung von Eigenschaften und Wirkungsweisen konkreter Gegebenheiten, die sich nur begrenzt exakt definieren und objektiv beschreiben lassen. Voraussetzung hierfür ist allerdings, dass sie in gleicher Weise als berufliche Kompetenzen begriffen und entwickelt werden wie beispielsweise technisches Fachwissen und

1 Siehe ausführlicher zu den hierzu vorliegenden empirischen Untersuchungen und theoretischen Begründungen die Darstellung und Literaturverweise in Böhle et al. (2004) und Böhle (2009).

abstraktes Denken.² Die hier umrissene gegenstands- und handlungsvermittelte Kommunikation beruht wesentlich auf einem solchen erfahrungsgleitet-subjektivierenden Umgang mit Gegenständen. Im Besonderen zeigt sich dies auch bei der Arbeit „an“ und „mit“ Menschen. Dies ist ein charakteristisches Merkmal von Dienstleistungsarbeit im Bereich der „Body Work“. Hierzu zählen ärztliche Dienstleistungen, Pflege, Frisöre, Kosmetik, Wellness u.a. (vgl. Wolkowitz 2002). Im Konzept von Arbeit als planmäßig-rationales Handeln erscheint der Mensch und insbesondere der Körper als Gegenstand der Arbeit wie ein „Objekt“. Dabei wird jedoch die Arbeit „am“ Menschen unzureichend erfasst. Untersuchungen zur Pflegearbeit zeigen beispielsweise, dass hier die unmittelbar körperlich vermittelte Kommunikation und Interaktion verbunden mit einer spürenden Wahrnehmung eine zentrale Voraussetzung ist, um die Bedürfnisse und Befindlichkeiten der Pflegebedürftigen zu erkennen (vgl. Weishaupt 2006). Auch bei Frisören ist eine körperlich-sinnliche Interaktion mit dem Haar notwendig, um dessen Beschaffenheit wahrzunehmen und den jeweiligen Besonderheiten gerecht zu werden (vgl. Dunkel 2006). Im Folgenden sei hieran anknüpfend eine Erweiterung des Konzepts der erfahrungsgleiteten Kommunikation und Kooperation vorgestellt. Im Zentrum steht hier das auf die spürende Wahrnehmung Bezug nehmende Konzept der „leiblichen Kommunikation“.

4. Leibliche Kommunikation

Das vom Kieler Philosophen Hermann Schmitz im Rahmen seines *Systems der Philosophie*³ entwickelte Konzept der leiblichen Kommunikation wurde bisher noch kaum auf die Analyse von Kooperation und Kommunikation in der Arbeitswelt angewendet.⁴ Es ergeben sich hieraus jedoch wichtige Erkenntnisse für eine körperlich vermittelte Kommunikation, die sich nicht nur unmittelbar auf „Body Work“ bezieht, sondern auch auf andere Formen kooperativer Arbeit. Hierzu soll zunächst das Konzept der leiblichen Kommunikation allgemein umrissen werden; daran anschließend folgt eine Anwendung auf Arbeit.

Hermann Schmitz gilt als einer der Hauptvertreter gegenwärtiger Leibphänomenologie in Deutschland. Sein breit angelegtes philosophisches System versteht er insgesamt als Gegenentwurf zur „dominannten europäischen Intellektualkultur“ (Schmitz 2002: 23), welche durch ihre

2 Siehe zur Entwicklung der Kompetenzen für ein erfahrungsgleitetes-subjektivierendes Handeln Bauer et al. (2006), Böhle et al. (2004).

3 So der Titel seines fünfbandigen, zehn Bücher umfassenden Hauptwerks.

4 Eine Ausnahme bildet die Untersuchung von Charlotte und Michael Uzarewicz (2005).

rationalistische und kognitivistische Tradition wesentliche Bereiche menschlichen Daseins ausgeblendet und übersehen habe. Im Kampf gegen die Ausdünnung menschlicher Erfahrungsmöglichkeiten rückt Schmitz die Sphäre der unwillkürlichen, präreflexiven Lebenserfahrungen – den Bereich des „leiblich-affektiven Betroffenseins“ (Schmitz 2003: 25) – in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen. In Abgrenzung zu Husserls Bewusstseinsphänomenologie legt er damit eine „Neue Phänomenologie“ vor, in deren Zentrum nicht die konstitutiven Leistungen eines transzendentalen Bewusstseins, sondern die selbst- und welterschließenden Potenziale des eigenleiblichen Spürens stehen. Sein Anspruch ist es, diesem verschütteten Bereich menschlichen Selbst- und Weltbezugs eine Sprache zu verleihen und dem rationalen Diskurs damit eine Dimension zu erschließen, welche bis dato weithin ausgeklammert wurde. Im Gegensatz zur herkömmlichen Auffassung von Wahrnehmung als sinnliche Wahrnehmung, wonach der Mensch über die einzelnen Sinnesorgane Reize der Außenwelt empfängt, welche dann im Zusammenspiel mit dem zentralen Nervensystem in eine seelische Innenwelt transportiert und dort weiterverarbeitet werden, setzt Schmitz mit seiner Beschreibung der Wahrnehmung als leiblicher Kommunikation jenseits gängiger Dichotomien, wie der Innen/Auß-Differenz oder der Aufteilung des Wahrnehmungsvorgangs in einen rezeptiv-sinnlichen und einen verstandesmäßig-synthetisierenden Anteil, an. Wahrnehmung als „Gegebenheit oder Sichpräsentieren von etwas in leiblicher Kommunikation“ (Schmitz 1978: 36) ist laut Schmitz kein Registrieren von Sinnesdaten, welches allenfalls den Stoff für eine weitergehende erkenntnismäßige Bearbeitung im Gehirn liefert, sondern „von vornherein ein Bemerkten, was los ist, d.h. ein Umgang mit Situationen“ (Schmitz 2005: 131) und muss in diesem Sinne als „intuitiv-spürendes“ Erfassen von impliziten Bedeutungszusammenhängen verstanden werden. Am eigenen Leib wird dabei etwas gespürt, das über ihn hinausgeht, man fühlt sich „eigentlich berührt“ (Schmitz 1994a: 12), versteht, ohne das Verstandene erschöpfend in Worte fassen zu können. Nicht Sinnesorgane und Gehirnfunktionen, sondern die menschliche Leiblichkeit, „leibliche Resonanz“, macht laut Schmitz „das eigentliche, phänomenologisch faßbare Medium und Vehikel der Wahrnehmung“ (ebd.) aus. Zur Verdeutlichung sei im Folgenden zunächst auf einige Aspekte der Schmitzschen Beschreibung des eigenleiblichen Spürens eingegangen.

Leibliche Dynamik

Unter eigenleiblichem Spüren versteht Schmitz in einer ersten Annäherung „das Wahrnehmen dessen, was jemand von sich in der Gegend seines Körpers finden kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas [...] zu stützen“

(Schmitz 2002a: 429).⁵ Das so in teil- bzw. ganzheitlichen Regungen spürend Wahrgenommene – der eigene Leib – offenbart sich als eigentümliches dynamisches System.⁶ Schmitz entwickelt zur Beschreibung dieser Dynamik ein Kategoriensystem von Grundzügen des Leiblichen, mit welchem er beansprucht, die charakteristischen Strukturen, die an jedem leiblichen Befinden in unterschiedlicher Intensität und Mischung nachweisbar sind, phänomenologisch angemessen zu kennzeichnen. Eigenleibliches Spüren zeigt sich laut Schmitz in Engung und Weitung, Spannung und Schwellung, Intensität und Rhythmus, in leiblichen Richtungen sowie in protopathischer bzw. epikritischer Tendenz. Im Folgenden seien diese Kategorien näher erläutert.

Das entscheidende Kategorienspaar, welches die Dynamik des Leibes grundlegend gestaltet und das gesamte leibliche Erleben umgreift, ist in den gegenläufigen Tendenzen der Engung und Weitung gegeben. Wir spüren uns immer irgendwie eng oder weit und pendeln in unterschiedlichem Maße ständig zwischen diesen beiden Polen von Enge und Weite. Bei Angst, Schmerz, Konzentration oder Beklommenheit beispielsweise überwiegt die Engung, bei Lust, Erleichterung, Entspannung die Weitung (vgl. Schmitz 1985: 82). Leiblich-Sein bedeutet für Schmitz in diesem Sinn „zwischen reiner Enge und reiner Weite irgendwo in der Mitte zu sein und weder von Enge noch von Weite ganz loszukommen, solange das bewußte Erleben dauert“ (Schmitz 1998: 17).⁷ Engung und Weitung bilden als die Achse der leiblichen Dynamik den „vitalen Antrieb“ des Menschen, welcher es diesem grundlegend erst ermöglicht, Reize zu empfangen oder sich ihnen zuzuwenden (vgl. Schmitz 1999: 32). Nicht die „psychophysischen Bahnen der fünf Sinne“ (Schmitz 2005: 132), sondern diese im vitalen Antrieb durch Engung und Weitung gebene leibliche Resonanzfähigkeit des Menschen stellt laut Schmitz den

-
- 5 Das perzeptive Körperschema ist das habituelle Vorstellungsbild des Körpers, das dem Menschen durch Sehen und Betasten des Körpers gegeben ist. Von diesem ist das motorische Körperschema zu unterscheiden, welches die im motorischen Verhalten gegebene unwillkürliche Orientiertheit über Richtungen und Entfernung der einzelnen Körperteile gewährleistet (vgl. Schmitz 1990: 124).
 - 6 Beispiele für teilheitliche leibliche Regungen sind etwa Kribbeln, Jucken, Aus- und Einatmen, Zug, Druck, Schmerz oder der Blick. Ganzheitlich werden zum Beispiel Müdigkeit, Frische, Behagen, Erleichterung, Beklommenheit oder Schreck gespürt.
 - 7 Menschliches Bewusstsein ist laut Schmitz an diesen grundlegenden Antagonismus von Engung und Weitung gebunden. Beim heftigen Erschrecken – dem einen Extrem im spürbaren leiblichen Befinden – zerreißt dieses grundlegende Band in Richtung Enge, beim Einschlafen – dem anderen Extrem – erschlafft es in Richtung Weite. In beiden Fällen schwindet das menschliche Bewusstsein (vgl. Schmitz 1978: 97).

grundlegenden „Kanal für den Umgang mit Situationen“ (ebd.) in leiblicher Kommunikation dar.

Engung und Weitung können sich im leiblichen Befinden unterschiedlich zueinander verhalten. Gewöhnlich sind sie in simultaner oder sukzessiver Konkurrenz antagonistisch aneinander gebunden. Schmitz bezeichnet die Engung dann als „Spannung“, die Weitung als „Schwellung“. Simultane Konkurrenz von Spannung und Schwellung erzeugt Intensität, zu spüren etwa beim tiefen Einatmen oder auf dem Gipfel sexueller Erregung, sukzessive Konkurrenz von Spannung und Schwellung ist – wie bei Angst oder Wollust – spürbar als leiblicher Rhythmus. Engung und Weitung können sich aber auch partiell voneinander lösen, was leiblich als privative Engung, zum Beispiel beim Erschrecken, bzw. privative Weitung, etwa bei Erleichterung, gespürt wird (vgl. Schmitz 1985: 82f.).

Enge und Weite sind im spürbaren Leib aber nicht nur durch dieses dynamische Verhältnis, sondern außerdem durch leibliche Richtungen miteinander verbunden. Diese müssen nicht notwendig gerade oder eindimensional verlaufen, sie führen laut Schmitz aber immer unumkehrbar aus der Enge des Leibes in die Weite. Gestalten leiblich spürbarer Richtungen sind u.a. das motorische Körperschema und der Blick. Letzterer ist zudem in das motorische Körperschema als eine von dessen Richtungen eingegliedert. Neben den leiblich spürbaren Richtungen, welche den Ausführenden an ihren Gebärden, ihren zielgerichteten Eigenbewegungen und ihrem Blick wahrnehmbar sind, stellen auch gespürte Bewegungsanmutungen wie etwa das „Aufrichten bei Stolz“ oder das „Versinken in Scham“ solch leibliche Richtungen dar (vgl. Schmitz 1994: 83f.).

Das letzte Kategorienpaar leiblicher Dynamik, protopathische und epikritische Tendenz⁸, ist - anders als sämtliche bisherigen Kategorien - unabhängig von der grundlegenden leiblichen Dimension der Engung und Weitung. Als protopathisch bezeichnet Schmitz „die Tendenz zum Dumpfen, Diffusen, Ausstrahlenden, worin die Umrisse verschwimmen“ (Schmitz 1990: 126), epikritisch meint im Kontrast dazu „die schärfende, spitze, Punkte und Umrisse setzende Tendenz“ (ebd.). Den stechenden Schmerz oder die Gänsehaut etwa spürt man in diesem Sinne epikritisch, wollüstiges „Dahinschmelzen“ protopathisch. Soviel zum Schmitzschen „Alphabet der Leiblichkeit“ (Schmitz 1990: 121).

8 Die beiden Termini übernimmt Schmitz von dem Neurologen Henry Head, welcher sie zur Bezeichnung unterschiedlicher Schmerzarten eingeführt hat. Schmitz verwendet sie nicht nur zur Beschreibung des eigenleiblich Gespürten, sondern auch zur Charakterisierung der gleich zu erörternden „Bewegungssuggestionen“ und „synästhetischen Charaktere“ (vgl. Schmitz 1998: 22).

Einleibung – spürende Wahrnehmung

Wesentlich für das Verständnis leiblicher Kommunikation ist nun, dass sich die oben skizzierte Struktur leiblicher Dynamik laut Schmitz nicht nur auf das Spüren des eigenen Leibes beschränkt, sondern immer schon über den eigenen Leib hinausgreift und auf diese Weise den Schlüssel zur spürenden Wahrnehmung von Welt darstellt. Die eigenleibliche Dynamik ist so nicht solipsistisch in sich selbst versponnen und von der Umgebung abgeschottet; leibliche Kommunikation bewirkt vielmehr, „daß die in der Besinnung auf das eigenleibliche Spüren entdeckbaren, für Leiblichkeit spezifischen Strukturen die der menschlichen Erfahrung zugängliche Welt prägend durchziehen“ (Schmitz 1990: 116). Der Mensch befindet sich auf diese Weise in einem grundsätzlichen Schwingungsverhältnis mit der Welt, welches ihm bedeutungsvolle Situationen allererst eröffnet. Ein zentrales Element leiblicher Kommunikation ist laut Schmitz dabei die Einleibung. Sie stellt die Grundform menschlicher Wahrnehmung und aller Sozialkontakte dar und findet vorrangig beim optischen, akustischen und taktilen Kontakt zwischen Menschen und zwischen Menschen und Gegenständen statt. Die Kernidee der Einleibung besteht darin, dass im Wahrnehmungsvorgang der eigene Leib mit dem Wahrgenommenen (Menschen und leiblose Gegenstände) zu einem übergreifenden Gebilde vereinigt ist, welches die spezifische Struktur leiblicher Dynamik besitzt. Einleibung besteht so in der „beständige[n], großenteils flüchtige[n] Bildung, Umbildung und Auflösung übergreifender Leiber oder Quasi-Leiber“ (Schmitz 1994: 85).⁹ Sie beruht dabei auf der schon in sich dialogischen Dynamik des Leibes durch die im vitalen Antrieb gegebenen antagonistischen Grundtendenzen der Engung und Weitung und ist eine bei jeglicher Wahrnehmung sich abspielende erweiterte Form dieses Dialogs: Der spürbare eigene Leib verbindet sich dabei mit Begegndem zu den oben erwähnten übergreifenden Einheiten, wobei die Impulse von Engung und Weitung jetzt auf die Partner verteilt sind. Durch Einleibung ist so „eine Subjekt und Objekt im Sich-einspielen und Eingespieltsein auf einander umgreifende Kooperation“ (Schmitz 1990: 66) entstanden.

Die Verschmelzung des eigenen Leibes mit dem ihm Begegnenden vollzieht sich dabei durch Qualitäten des sinnlich Wahrgenommenen, welche mit den Kategorien leiblichen Spürens korrespondieren. Als „gemeinsamer Nenner“ (Schmitz 1985: 93) von äußerlich Wahrnehmbarem und eigenleiblichem Spüren verleihen sie den Gegenständen der Wahrnehmung unmittelbare Leibaffinität, durch welche der Leib „zur Einleibung von allen

9 Werden zwei oder mehrere menschliche Leiber in leiblicher Kommunikation zusammengeschlossen, spricht Schmitz von übergreifenden Leibern, vereinigt sich ein Leib mit Objekten, die nicht von sich aus leiblich sind, bezeichnet er die übergreifenden Einheiten als Quasi-Leiber.

Seiten gleichsam eingeladen wird“ (Schmitz 1990: 140). Derartige „Brückenqualitäten“ sieht Schmitz in „Bewegungssuggestionen“ und „synästhetischen Charakteren“ gegeben.

Unter Bewegungssuggestionen versteht Schmitz „Anmutungen oder Vorzeichnungen von Bewegung“ (Schmitz 2002: 186), die sowohl direkt an Gegenständen, Bewegungen, Musik etc. als deren Gestaltverläufe wahrgenommen, als auch – etwa in Form von „Als-ob-Bewegungen“ (ebd.) des Sinkens, Schwellens, der Erhebung oder Weitung bei Müdigkeit, Stolz oder Frische – am eigenen Leib gespürt werden können. Jede Gebärde ist mit Bewegungssuggestionen geladen, die dem Betrachter von außen wahrnehmbar und dem Ausführenden zugleich als leibliche Richtungen spürbar sind (vgl. ebd.: 185). Auch Gegenstände tragen durch ihre „runde“, „geschwungene“, „bauchige“ Gestalt Bewegungssuggestionen in sich, ebenso Haltung oder Bewegungen eines Menschen, welche „aufrecht“, „geduckt“, „straff“ oder „lässig“, „ausladend“, „kleinteilig“ oder „fahrig“ wirken können. Derartige Bewegungssuggestionen sind laut Schmitz außerdem durch jede Form von Rhythmus (etwa in der Musik oder auch als Versrhythmus von Gedichten) gegeben. Musik kann dem Menschen „in die Glieder fahren“, Gedichte können ihm „unter die Haut gehen“, weil die jeweilige Bewegungssuggestion unmittelbar „auf den hörenden Leib über[springt]“ (Schmitz 1998: 34).

Weitere wichtige „Überträger der Einleibung“ (Schmitz 1994: 90) sind laut Schmitz die in den Sinnesqualitäten immer auch mitschwingenden synästhetischen Charaktere. Als leibbezogene Qualitäten des sinnlich Wahrgekommenen liegen die synästhetischen Charaktere dabei „quer“ zur gängigen Aufteilung der Wahrnehmung in unterschiedliche Sinnesgebiete. Das ihnen Gemeinsame lässt sich nicht im Hinblick auf getrennte Gegenstandsbereiche sinnlicher Wahrnehmung finden, sondern nur in ihrem Bezug zu leiblichem Spüren (vgl. Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 164). Derartige intermodale Qualitäten sind etwa das „Warme“ oder „Sanfte“, das optisch an Farben, taktil an Stoffen und akustisch etwa an Stimmen wahrgenommen wird und auf leibliches Spüren – als Dämpfung des Antagonismus von Spannung und Schwel lung – bezogen ist. Auch etwa das „Spitze“ einer „grellen Farbe“ oder eines „schrillen Tons“ erhält seine spürbare Basis und damit volle Bedeutung erst durch die epikritische Dimension leiblicher Dynamik.

Formen der Einleibung

Schmitz unterscheidet zwei Formen von Einleibung: die antagonistische und die solidarische Einleibung. Antagonistische Einleibung findet sowohl zwischen Menschen als auch zwischen Menschen und Gegenständen statt und vereinigt die Partner der Einleibung polar, d.h. mit einem „Verhältnis der Über- und Unterlegenheit“ (Schmitz 1985: 87) der jeweiligen Partner. Die

ausschließlich zwischen Menschen vorkommende solidarische Einleibung schließt im Gegensatz dazu die Beteiligten „summarisch, ohne polarisierende Einstellung aufeinander“ (Schmitz 2005: 172) zusammen.

Zunächst zur antagonistischen Einleibung: Sie resultiert aus der Verteilung der beiden gegeneinander strebenden Tendenzen von Engung und Weitung auf die dadurch in ein dialogisches Verhältnis versetzten Partner, wobei jeweils einer der Partner die dominierende Rolle der Enge des übergreifenden Leibes innehat.¹⁰ Wenn die Enge als Orientierungszentrum der Wahrnehmung dabei bei einem der Partner verbleibt, ist die Einleibung einseitig, fluktuiert der Engepol zwischen den Partnern, ereignet sich die Einleibung wechselseitig, die Dominanzrolle pendelt dann in mehr oder weniger kurzen Phasen zwischen den Partnern hin und her (vgl. Schmitz 2003: 39).

Einseitige Einleibung findet laut Schmitz immer dann statt, wenn man von etwas so stark in Anspruch genommen ist, dass man ganz von ihm fasziniert bzw. gefesselt ist. Die dominante Rolle einseitiger Einleibung kann dabei etwa dem Blick eines Hypnotiseurs, weniger drastisch aber auch dem Tennisball, dem die gebannten Zuschauer eines Tennisspiels aufmerksam folgen, zukommen. Überhaupt beruht laut Schmitz die selektive Wahrnehmung von Objekten hauptsächlich auf einseitiger Einleibung. „Sie ist dann eine mindestens schwache Fesselung des Wahrnehmenden“ (Schmitz 1980: 27), wobei das wahrgenommene Objekt zum Träger der Enge des übergreifenden Quasi-Leibes wird. Ein von Schmitz häufig angeführtes Beispiel einseitiger Einleibung ist etwa die geschickte Ausweichreaktion vor einem heranfliegenden Gegenstand. Sie vollzieht sich unwillkürlich, ohne vorherige Berechnung der Flugkurve des Objekts und deren Abgleich mit der eigenen Körperposition. Planung und Analyse würden das optisch-motorische Koagieren in der Gefahrensituation vielmehr eher behindern. Das „instinktive“ Ausweichen gelingt laut Schmitz nur, „weil das Wahrnehmen im Sehen mehr ist als bloßes Sehen des Objekts, nämlich Einleibung“ (Schmitz 2005: 132): Am Objekt werden dabei auf leibliches Spüren bezogene Eigenschaften wahrgenommen, wodurch ein übergreifendes quasi-leibliches Gefüge entsteht. Die dominante Rolle verbleibt hierbei ausschließlich beim herannahenden Gegenstand, so dass der Blickende einseitig an diesem „hängt“. Der Bezug auf eigenleibliches Spüren erfolgt hier über Bewegungssuggestionen und den Blick als leiblich-spürbare Richtung. Da der Blick zugleich in das motorische Körperschema integriert ist, wird die Bewegung des Objekts unmittelbar in dieses über-

10 Die Enge des Leibes stellt als Quelle des den Leib durchziehenden Richtungsgefüges den Orientierungsnnullpunkt der Wahrnehmung dar. „Nur von diesem Zentrum aus kann die Welt verortet werden. Die Verortung ist unhintergehbar an das leibliche Zentrum gebunden.“ (Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 102)

tragen, weshalb das Zusammenspiel von Blick und Motorik ohne Reaktionszeit gelingt.

Wechselseitig und in größerem Rahmen findet derartige optisch-motorische Einleibung nach Schmitz täglich in belebten Fußgängerzonen statt, wenn Menschen durch flüchtige Blicke ihre Bewegungen so aufeinander abstimmen, dass Zusammenstöße eher selten vorkommen. Auch hier greifen motorische Körperschemata, Blicke und Bewegungssuggestionen des Gesehenen im „Ballet der Einleibung“ (Schmitz 1994: 87) unmittelbar ineinander, so dass die planlose Abstimmung in der gemeinsamen Situation glückt. Wechselseitige Einleibung stellt laut Schmitz den „wichtigste[n] ‚Messfüller‘, wodurch Menschen ihr Verhalten aufeinander abstimmen“ (Schmitz 1985: 88), dar. Schon der einfache Blickkontakt – auch ohne motorische Abstimmung – ist laut Schmitz ein Fall wechselseitiger Einleibung. Als leibliche Regungen (und Richtungen) übertragen Blicke den antagonistischen Dialog von Engung und Weitung unmittelbar auf den jeweiligen Partner, so dass die einander Anblickenden unwillkürlich „in einen gemeinsamen vitalen Antrieb mit rhythmischem Wechsel der Dominanz im Konkurrieren“ (Schmitz 2005: 90) hineingezogen werden. Ganz ähnlich erfolgt wechselseitige Einleibung etwa auch über den taktilen Kontakt. Als Musterbeispiel dafür gilt Schmitz der Ringkampf, „wenn beide Leiber gegen einander schwellen und sich spannen, in rhythmischem Wechsel beide Tendenzen dem Partnerleib übertragend, wobei die Dominanzphasen von Spannung und Schwellung [...] abwechseln“ (Schmitz 1994: 86). Auch der Händedruck, die Umarmung oder das zärtliche Liebesspiel gehören hierher. Die auf diese Weise taktil bzw. optisch vereinigten Partner spüren die Befindlichkeit des Anderen jenseits sprachlicher oder symbolischer Vermittlungen unmittelbar am eigenen Leib.

Den zweiten Haupttyp neben der antagonistischen bildet laut Schmitz die solidarische Einleibung. Diese stellt sich ein, wenn zwei oder mehr Beteiligte in der Konzentration auf ein gemeinsames Bezugszentrum nicht antagonistisch, sondern gewissermaßen **symmetrisch** leiblich miteinander verschmelzen (vgl. Schmitz 1978: 96). Die dominierende Rolle der Enge fällt hier weder ein- noch wechselseitig einem der Partner zu, sondern wird von dem geteilten Bezugszentrum übernommen, welches auf diese Weise das Verhalten der solidarisch vereinigten Akteure führt. Die geteilte Enge kann dabei etwa durch eine Person, wie zum Beispiel den charismatischen Redner, der seine Zuhörer „magisch“ in seinen Bann zieht (vgl. Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 152), oder einen Gegenstand, etwa dem von Spielern und Zuschauern aufmerksam verfolgten Ball während eines Fußballspiels, hergestellt werden. Sie kann aber auch ganz allgemein in der kollektiven Einstellung der dadurch solidarisch verbundenen Beteiligten auf ein gemeinsames Thema, Ziel oder Werk gege-

ben sein.¹¹ Solidarische Einleibung in diesem Sinne findet nach Schmitz etwa beim gemeinsamen Musizieren oder gemeinsamen Rudern statt (vgl. Schmitz 1980: 41f.).

Im praktischen Handlungsvollzug, etwa bei Wettkämpfen im Mannschaftssport oder der Koordination gemeinschaftlichen Arbeitshandelns, werden sich häufig Mischformen zwischen solidarischer und antagonistischer Einleibung finden lassen; die Übergänge zwischen beiden sind fließend. Als grundlegende Beziehungsformen auf der Basis des eigenleiblichen Spürens sorgen sie sowohl für das motorische, als auch das sensible Erfassen und Verarbeiten von gemeinsamen Situationen. Die Partner der Einleibung koagieren dabei ohne merkliche Reaktionszeit, da nicht zuerst Reize empfangen werden und anschließend darauf reagiert werden muss, „sondern ein von vorn herein übergreifender vitaler Antrieb“ (Schmitz 2003: 41) für die unwillkürliche Abstimmung der Akteure sorgt. Koordinierung und Abstimmung erfolgen hierbei nicht durch die Orientierung an gemeinsamen Verhaltensmustern oder die Eintübung bestimmter Handlungsschemata und Routinen. Ausschlaggebend und für das Gelingen maßgeblich ist vielmehr eine subtile leiblich-spürende „Vereinigung“ der Beteiligten. Schmitz bietet damit eine mögliche Erklärung für das empirisch beobachtbare Phänomen eines „spontanen“ gemeinsamen „situativen Handelns“ unter wechselnden und instabilen Handlungsbedingungen.

Leibliche Kommunikation im Arbeitsprozess

Schmitz bezieht sich in seinen konkreten Beispielen zu den verschiedenen Spielarten leiblicher Kommunikation kaum auf Prozesse sozialer Interaktion und Kooperation in der Arbeitswelt; nur vereinzelt finden sich hier Hinweise. So verweist er etwa auf die kooperative Arbeitstätigkeit von Handwerkern, welche in ihrem Tun ganz „bei der Sache sind“, „Hand in Hand arbeiten“ und dabei als Einzelne gewissermaßen in der übergreifenden Arbeitssituation verschwinden. Er führt in diesem Zusammenhang das gemeinsame Sägen zweier Partner als mögliche Mischform von antagonistischer und solidarischer Einleibung an.¹² Die Beteiligten sind dabei (durch die gemeinsame Konzentration auf die Aufgabe des Sägens) sowohl solidarisch, als auch (über Zug und Druck der Sägebewegung) wechselseitig-antagonistisch miteinander vereinigt: Beide Partner übernehmen dabei im Wechsel Initiative und Reaktion, das Tun des Einen wird vom Anderen unwillkürlich aufgenommen, unter-

11 Gemeinsame Konzentration ist laut Schmitz „leiblich so gut wie Beklommenheit, Schreck u. dgl. Engung“ (Schmitz 1978: 97).

12 Schmitz bezieht sich hier auf ein Beispiel, welches Paul Christian und Renate Haas als Modell handwerklicher Partnerarbeit in ihrer Analyse zu „Wesen und Formen der Bipersonalität“ näher untersucht haben (vgl. Christian/Haas 1949).

stützt und erwidert. Im Handlungsvollzug existiert dabei keine bewusste Steuerung des eigenen Beitrags im Verhältnis zu dem des Partners; wenn das Ausmaß der Beteiligung eines Partners sinkt, wird die Differenz unberücksichtigt vom anderen Partner ausgeglichen. Die leiblich kommunizierenden Akteure „tauchen“ sozusagen in den durch die Einleibung sich bildenden übergreifenden Leib „ein“ und heben sich so nicht mehr als Einzelne aus der gemeinsamen Arbeitsstation ab (vgl. Schmitz 1978: 96 sowie Schmitz 1980: 42). Im Unterschied zu rein mechanisch habitualisierten Abläufen ist es den Beteiligten durch die leibliche Kommunikation auch ohne explizite Absprachen und Unterbrechungen möglich, das wechselseitig aufeinander bezogene Handeln an die jeweils variierten konkreten Gegebenheiten und Unregelmäßigkeiten (Beschaffenheit des Holzes, schwankender Krafteinsatz des Partners u.Ä.) situativ anzupassen.

Das Konzept der leiblichen Kommunikation lässt sich jedoch nicht nur auf solche traditionellen Formen körperlicher Arbeit anwenden. Ein Beispiel hierfür ist die soziale Interaktion im Rahmen personenbezogener Dienstleistungen wie der Pflege: Sabine Weishaupt beschreibt in ihrer Untersuchung zum Arbeitshandeln in der Altenpflege, dass die Pflege älterer Menschen eine „in hohem Maße ereignis- und situationsabhängige Arbeit“ (Weishaupt 2006: 88) darstellt, die sich nur begrenzt planen bzw. standardisieren lässt. Auch bei scheinbar einfachen und alltäglichen Pflegehandlungen wie „Waschen, Duschen, Eincremen, Essen Reichen usw.“ (ebd.: 90) ist eine permanente situative Abstimmung mit den Befindlichkeiten und Reaktionen der Pflegebedürftigen notwendig. Die Pflegekräfte müssen „sehen, merken, spüren, was ... los ist und wie (sie; Anm. d. Verf.) das heute am besten machen und hinkriegen“ (ebd.). Das Pflegehandeln erfolgt nicht nach einem festen Plan, sondern „dialogisch-interaktiv“ (ebd.: 99), wobei den Pflegebedürftigen mit „Zuwendung und Empathie in einem partnerschaftlichen Kooperationsverhältnis begegnet [wird]“ (ebd.). Wesentlich dabei ist, dass „durch Wahrnehmen von kleinsten Zeichen und Reaktionen des Bewohners und unmittelbares, jeweils Neues-Darauf-Reagieren“ (ebd.: 90) die richtige Vorgehensweise gefunden wird. Das „Gespür für Zwischentöne und Nuancen“ (ebd.: 93) richtet sich dabei auf Informationen, die „nicht messbar, nicht exakt definierbar und [...] nicht eindeutig sind“ (ebd.: 91). Auch die hier beschriebene soziale Interaktion lässt sich mit Schmitz als Mischform aus antagonistischer und solidarischer Einleibung beschreiben:¹³ Pflegekräfte und Pflegebedürftige beziehen sich zum einen jeweils aktiv und reaktiv aufeinander: Über die Stimme, den Blick und/oder die Berührungen ist ihr leibliches Befinden wechselseitig antagonis-

13 Abhängig vom jeweiligen Gesundheitszustand der Pflegebedürftigen werden sich hier unterschiedliche Gewichtungen der beiden Einleibungsarten finden lassen.

tisch miteinander verbunden. Die gemeinsame Konzentration bzw. Ausrichtung auf das Ziel der jeweiligen Pflegehandlung (Waschen, Essen, Eincremen, Umbetten etc.) sorgt zum anderen für ein übergreifendes Orientierungszentrum und somit zusätzlich für die symmetrisch-solidarische Einleibung der Akteure in die jeweilige Pflegesituation. Ähnlich wie Charlotte und Michael Uzarewicz dies u.a. am Beispiel der „Basalen Stimulation“ aufgezeigt haben¹⁴, kommt es „zwischen Pflegenden und zu Pflegenden“ auch hier zur „Bildung von Ad-hoc-Leibern in der Interaktion“ (Uzarewicz/Uzarewicz 2005: 173). Verhältnis und gemeinsames Tun von Pflegekräften und Pflegebedürftigen sind dabei wesentlich durch die Dimensionen und Kategorien des eigenleiblichen Spürens bestimmt. Haltung, Stimme, Blick und Bewegungen etc. der Pflegebedürftigen werden von den Pflegekräften unwillkürlich in ihren leibbezogenen Qualitäten spürend wahrgenommen. „Stockende“, „fahrig“, „flüssige“, „unruhige“ Bewegungen, der „gebrechliche“, „kräftige“, „volle“ Klang der Stimme, der „matte“, „ängstliche“, „ruhige“, „entspannte“ Blick uvm. stellen dabei nicht nur äußerliche Wahrnehmungen und Beschreibungen von Verhalten und Befindlichkeit der zu Pflegenden dar. Sie werden von den Pflegenden als Bewegungssuggestionen und synästhetische Charaktere direkt am eigenen Leib gespürt und dienen unmittelbar als „stillschweigende“ Kriterien für die situative Abstimmung in der jeweiligen Pflegesituation.

Solche Formen einer von außen gesehen „stummen“ Koordination finden sich auch dort, wo kein unmittelbarer körperlicher Kontakt stattfindet. Auch hier vollziehen sich Abstimmungen über die leibbezogene Wahrnehmung des Verhaltens von Kooperationspartnern. Ein Beispiel hierfür sind subtile Abstimmungsprozesse, wie sie etwa bei der Koordinierung der Aktivitäten in einem OP-Saal auftreten. Cornelius Schubert und Werner Rammert beschreiben beispielsweise, wie in kritischen Situationen Probleme nicht „sequentiell abgearbeitet“, sondern durch die beteiligten Anästhesisten, Chirurgen und Pflegekräfte **gleichzeitig** beseitigt werden (vgl. Schubert/Rammert 2006: 326). Die komplexen Arbeitsabläufe sind in solchen Krisen „nicht vollständig ex ante organisiert“ (ebd.: 327), die Lösung des Problems entfaltet sich nicht entlang vorgegebener Handlungsmuster, sondern durch „situationale, zeitnahe und problembezogene Ausrichtungen von kollektiven Aktivitäten [...], die keiner zentralen Steuerung unterliegen. Die [...] Handlungszusammenhänge werden in Aktion verknüpft“ (ebd.: 333). Die beiden Autoren vergleichen dies mit der Koordinierung einzelner Aktivitäten bei kollektivem Musizieren im „Kammerorchester oder einer Jam Session“ (ebd.). Auch ohne eingehende Analyse solcher Formen der Interaktion unter Bezug auf die aufgezeigten Merkmale und Dimensionen leiblicher Kommunikation werden hier Über-

14 Siehe hierzu Uzarewicz/Uzarewicz (2005: 169-176).

einstimmungen erkennbar. Zugleich wird aber auch deutlich, in welcher Weise es (erst) durch das Konzept der leiblichen Kommunikation möglich wird, zu entschlüsseln, worauf solche „nonverbalen“ Abstimmungsprozesse¹⁵ beruhen bzw. worüber sie sich vollziehen. Systematische empirische Untersuchungen hierzu liegen bisher kaum vor und sind eine neue Herausforderung an die Arbeitsforschung – gerade auch im Bereich „geistiger“ Arbeit.

Literatur

- Bauer, Hans G./Böhle, Fritz/Munz, Claudia/Pfeiffer, Sabine/Woicke, Peter (2006): Hightech-Gespür. Erfahrungsgeleites Arbeiten und Lernen in hoch technisierten Arbeitsbereichen, Bielefeld: Bertelsmann.
- Böhle, Fritz/Bolte, Annegret (2002): Die Entdeckung des Informellen. Der schwierige Umgang mit Kooperation im Arbeitsalltag, Frankfurt/M., New York: Campus.
- Böhle, Fritz/Pfeiffer, Sabine/Sevsay-Tegethoff, Nese (Hg.) (2004): Die Bewältigung des Unplanbaren, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böhle, Fritz (2009): „Weder rationale Reflexion noch präreflexive Praktik – erfahrungsgeleitet-subjektivierendes Handeln“. In: Fritz Böhle/Margit Weihrich (Hg.), Handeln unter Unsicherheit, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 155-180.
- Bolte, Annegret/Neumer, Judith/Porschen, Stephanie (2008): Die alltägliche Last der Kooperation. Abstimmung als Arbeit und das Ende der Meeting-Euphorie, Berlin: edition sigma.
- Braczyk, Hans-Joachim/Schienstock, Gerd (1996): Lean Production in Baden-Württemberg. Erwartungen, Wirkungen und Folgen, Stuttgart: Kohlhammer.
- Christian, Paul/Haas, Renate (1949): Wesen und Formen der Bipersonalität, Stuttgart: Enke.
- Dunkel, Wolfgang (2006): „Interaktionsarbeit im Friseurhandwerk - Arbeit am Menschen und Arbeit am Gegenstand“. In: Fritz Böhle/Jürgen Glaser (Hg.), Arbeit in der Interaktion - Interaktion als Arbeit - Arbeitsorganisation und Interaktionsarbeit in der Dienstleistung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 219-234.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habscheid, Stephan (2001): „Empraktisches Sprechen in computergestützten Arbeitssettings“. In: Ingo Matuschek/Annette Henninger/Frank Kleemann (Hg.), Neue Medien im Arbeitsalltag, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 17-36.
- Knoblauch, Hubert/Heath, Christian (1999): „Technologie, Interaktion und Organisation: die workplace studies“. Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 25, 2, S. 163-182.
- Littke, Wolfgang/Rammert, Werner/Wachtler, Günther (Hg.) (1983): Einführung in die Arbeits- und Industriesozioologie, Frankfurt/M., New York: Campus.

15 Siehe hierzu insbesondere auch die Untersuchungen im Rahmen der Workplace Studies (vgl. Luff/Hindmarsh/Heath 2000; Knoblauch/Heath 1999).

- Luff, Paul/Hindmarsh, Jon/Heath, Christian (2000): *Workplace Studies. Recovering Work Practice and Informing System Design*, Cambridge: Cambridge University Press.
- March, James G./Simon, Herbert A. (1959): *Organizations*, New York: Wiley.
- Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.) (2003): *Subjektivierung von Arbeit*, München, Mering: Rainer Hampp.
- Pfeiffer, Sabine (2004): „*Erfahrungsgeleitetes Arbeiten im (Tele-)Service*“. In: Fritz Böhle/Sabine Pfeiffer/Nese Servay-Tegethoff (Hg.), *Die Bewältigung des Unplanbaren*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 214-244.
- Popitz, Heinrich/Bahrdt, Hans P./Jüres, Ernst A./Kesting, Hanno (Hg.) (1964): *Technik und Industriearbeit. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*, Tübingen: Mohr.
- Porschen, Stephanie (2008): *Austausch impliziten Erfahrungswissens – Neue Perspektiven für das Wissensmanagement*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmitz, Hermann (1978): *System der Philosophie*. Bd. III: Der Raum. 5. Teil. Die Wahrnehmung, Bonn: Bouvier Verlag.
- Schmitz, Hermann (1980): *System der Philosophie*. Bd. V: Die Aufhebung der Gegenwart, Bonn: Bouvier Verlag.
- Schmitz, Hermann (1985): „*Phänomenologie der Leiblichkeit*“. In: Hilarion Petzold (Hg.), *Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven*, Paderborn: Junfermann Verlag, S. 71-106.
- Schmitz, Hermann (1990): *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn: Bouvier Verlag.
- Schmitz, Hermann (1994): „*Der gespürte Leib und der vorgestellte Körper*“. In: Michael Großheim (Hg.), *Wege zu einer volleren Realität. Neue Phänomenologie in der Diskussion*, Berlin: Akademie Verlag, S. 75-91.
- Schmitz, Hermann (1994a): „*Situationen oder Sinnesdaten – Was wird wahrgenommen?*“. *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 19, 2, Stuttgart/Bad Cannstatt: Friedrich Frommann Verlag, S. 1-21.
- Schmitz, Hermann (1998): *Der Leib, der Raum und die Gefühle*, Ostfildern vor Stuttgart: Ed. Tertium.
- Schmitz, Hermann (1999): *Der Spielraum der Gegenwart*, Bonn: Bouvier Verlag.
- Schmitz, Hermann (2002): *Begriffene Erfahrung. Beiträge zur antireduktionistischen Phänomenologie*. LYNKEUS. Studien zur Neuen Phänomenologie. Bd.7, Rostock: Ingo Koch Verlag.
- Schmitz, Hermann (2002a): „*Spüren und Sehen als Zugänge zum Leib*“. In: Hans Belting/Dietmar Kamper/Martin Schulz (Hg.), *Quel Corps? Eine Frage der Repräsentation*, München: Wilhelm Fink Verlag, S. 429-438.
- Schmitz, Hermann (2003): *Was ist neue Phänomenologie?* LYNKEUS. Studien zur Neuen Phänomenologie. Bd.8, Rostock: Ingo Koch Verlag.
- Schmitz, Hermann (2005): *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung*, Freiburg, München: Verlag Karl Alber.
- Schubert, Cornelius/Rammert, Werner (2006): „*Unsicherheit und Mehrdeutigkeit im Operationssaal: Routinen und Risiken verteilter Aktivitäten in Hightech-Arbeitssituationen*“. In: Dies. (Hg.), *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*, Frankfurt/M., New York: Campus, S. 313- 339.
- Uzarewicz, Charlotte/Uzarewicz, Michael (2005): *Das Weite suchen. Einführung in eine phänomenologische Anthropologie für Pflege*, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Weber, Wolfgang G. (1999): „*Kollektive Handlungsregulation, kooperative Handlungsbereitschaften und gemeinsame Vergegenständlichungen in industriellen*

- Arbeitsgruppen“. Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 40, 4, S. 202-215.
- Weishaupt, Stephan (2006): „Subjektivierendes Arbeitshandeln in der Altenpflege – die Interaktion mit dem Körper“. In: Fritz Böhle/Jürgen Glaser (Hg.), Arbeit in der Interaktion – Interaktion als Arbeit. Arbeitsorganisation und Interaktionsarbeit in der Dienstleistung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 85-106.
- Wolf, Harald (1999): Arbeit und Autonomie. Ein Versuch über Widersprüche und Metamorphosen kapitalistischer Produktion, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Wolkowitz, Carol (2002): „The Social Relations of Body Work“. Work, Employment and Society 16, S. 497-510.